

## E. T. A. Hoffmann als Bücherfreund.

Von Dr. Max Pirker.

Der Gespensterhoffmann im Urteil deutscher Dichter und Kunstrichter" betitelt Artur Sachheim das Einleitungskapitel seines elegant geschriebenen, kenntnisreichen, aber nicht allzu tief schürfenden Buches „E. T. A. Hoffmann, Studien zu seiner Persönlichkeit und zu seinen Werken. Leipzig, Haessel 1908". Es ist ein trübes Kapitel: doppelt trübe, weil das Ärgernis von oben kam und sich die Literaturgeschichtschreiber, die über Meister Amadeus hochmütig zu Gericht saßen, auf Goethe, Tieck, Jean Paul — von Theodor Mundt und Wolfgang Menzel zu schweigen — berufen konnten. Heute aber blicken wir auf diese kritischen Entgleisungen als auf eine glücklich überwundene Epoche der literarischen Kritik zurück: fast ein Jahrhundert hat es gedauert, bis die Wertschätzung, die Hoffmann von Heine, Hebbel, Grillparzer und besonders von den französischen Kritikern und Dichtern gezollt wurde, auch in Deutschland zum Allgemeinbesitz der Gebildeten wurde. Wie in der Frage der künstlerischen und menschlichen Einschätzung, so ist auch im Bildungsproblem eine völlige Revision des Urteils erfolgt. Gewiß hat Hoffmann, wie manche erschütternde Tagebuchaufzeichnung beweist, oft Seelentrost beim Weine gesucht, worauf dann meist ein „dies tristis ac misarabilis" folgte — aber er war kein unwissender Trunkenbold, sondern ein mit der künstlerischen und literarischen Bildung seiner Zeit erfüllter Künstler, dessen Lektüre nicht nur den weiten Umkreis der zeitgenössischen deutschen Literatur umfaßte, sondern auch das Wesentliche fremder Literaturen und allerdings nur ganz bestimmte, für die eigene dichterische Produktion wichtige ältere Bücher heranzog. Sein Lebenswerk ist überfüllt von literarischen Anspielungen, ganz souverän schaltet er mit dem Motivenschatz von Dichtern, die er zu seinen Lieblingsdichtern zählt: vor allem Shakespeare, Gozzi, Tieck. Dazu kommt ein buntes Heer aus der ganzen Weltliteratur: alle großen und kleinen Phantasten, die irrationalen Denker, vor allem Schelling und sein von Hoffmann wohl überschätzter Popularisator Gotthilf Heinrich Schubert, dessen Schriften zu den ergiebigsten Hoffmannquellen gehören. Hoffmann kannte die stillen Freuden des Bücherfreundes:



er hat sie öfters in seinen Werken geschildert. In seinem Lieblingsmärchen „Der goldne Topf“ schildert er die Bibliothek der Palmbäume, in der der Archivarius Lindhorst haust und der Studiosus Anselmus als Kopist orientalischer Handschriften beseligende Visionen erlebt. Hier mögen noch nicht näher bestimmte Vorbilder aus zeitgenössischen Orientalistenkreisen mitgewirkt haben<sup>1)</sup>: ich denke als Vorbild für den Archivarius-Salamander an den gelehrten Oheim Richard Wagners, den Leipziger Privatgelehrten Adolf Wagner, mit dem Hoffmann während seines Leipziger Aufenthaltes herzliche Freundschaft schloß. Gewiß wird es, wie acht Jahre später auf den jungen Richard Wagner die reichhaltige Bibliothek des gelehrten Sonderlings, der im düsteren Hinterzimmer eines Leipziger Patrizierhauses in einem Wust von Büchern hauste, auch auf Hoffmann von Einfluß gewesen sein und seine, wohl auch durch Friedrich Schlegels Werk über die Sprache und Weisheit der Inder bestärkten Interessen für den Orient werden durch den „orientalischen Schwulst“, den man, wie dem Meister Celionati in der „Prinzessin Brambilla“, auch Adolf Wagner zum Vorwurf machte, neue Nahrung erhalten haben. Und Hoffmann kannte wohl auch die seltsam-schwerfälligen Werke seines „liebsten Alf“, den er sich, bereits in Berlin beim Kammergericht gelandet, als Magus „spitzbemüht und in magischen Büchern lesend“ vorstellt: das krause Nachwort zu Johann Arnold Kannes mythologischem Werk mit dem seltsamen Titel: „System der indischen Mythe oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen“ (Leipzig, Weygand 1813), die Didaskalie „Theater und Publikum“, eine noch heute lesenswerte Plauderei dieses theaterfrohen Mystagogen, den „Italienischen Parnas“, den Goethe als „Rotwelsch“ bezeichnete und endlich die Übersetzung des Werkes „L'Homme de Désir“ des französischen Mystikers Louis Claude de Saint Martin — die unter dem Titel „Des Menschen Sehnen und Ahnden“ nach Schickledanz' Datierung (Baader, Sämtl. Werke XII 52) 1813 erschienen ist. Es weisen Spuren von diesem glühenden Spätwerk neukatholischer Mystik zum Märchen vom goldenen Topf. Der Hymnus der Elementargeister, die die befreite Anselmusseele jubelnd nach Atlantis geleiten, erscheint vorgebildet in Saint Martins

<sup>1)</sup> Diese Bibliothekphantasie Hoffmanns ist in seltsamer Weise ins Leben getreten in der Bibliothek Hammer-Purgstalls, in der die Bücherschränke Sassen bildeten, die aus künstlerisch geschnitzten und vergoldeten Palmbaumreihen bestanden, in denen der Hausherr wie der Archivarius Lindhorst mit seinen Sästen umherwandelte (vgl. R. Payer v. Thurn: Hammer-Purgstall als Bibliophile. Jahrbuch deutscher Bibliophilen 1917).



Reinigungsweg der menschlichen Seele durch die Regionen, deren Mächte mit lebendigem Hauche sie läutern, mit feurigen Händen sie emportragen. Die schon durch Jakob Böhme den Romantikern nahegerückte Verbindung der Elemente mit der menschlichen Seele, der Nerv romantischer Elementargeisterpoesie, wird hier in dithyrambisch-beschwingter Form, auch dem spekulativen Gedankengängen wenig geneigten Weltkinde Hoffmann genießbar, geboten. Hoffmann war diesen abseitigen Ideenkomplexen schon früh durch ein seltsames Büchlein nahegekommen, das in der — nicht nur phantastischen — Belletristik des 18. Jahrhunderts eine große, noch viel zu wenig beachtete Rolle spielt. Der Abbé Montfaucon de Villars veröffentlichte 1670 bei Claude Barbin in Paris das sensationelle Buch: „Le comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secretes.“ Man hat diese durchaus ironische dialogisierte Naturgeschichte der Elementargeister zwar als einen richtigen Roman empfunden, hat aber doch wegen der in der Zeit rosenkreuzerischer Konventikel heißen Materie den Autor mit einem Buch- und Kanzelverbot bedacht. Die Quellen des Verfassers sind außer dem parazelsischen „Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis, et salamandris, et caeteris spiritibus“ nach Raymundus Lullius, Pico de Mirandola, Albertus Magnus — die gesamte rosenkreuzerische, mystisch-irrationale Phantastik ist hier, ebenso wie in der „Chymischen Hochzeit“ des für Goethe und Novalis wichtigen Valentin Andreae, bereits literarisch geformt, ein früherer Vorklang Voltairescher Spottlust. Das Erbteil gallischen Blutes ist in Montfaucon wie in Voltaire lebendig und mag Hoffmann, den glühenden Verehrer des „Candide“, angezogen haben. Schon die Zeitgenossen erkannten die künstlerisch geformte Ironie, die hier in tausend „angenehmen Schnörkeln“ ihr uns heute harmlos erscheinendes Wesen treibt. Das Buch fand trotz der offiziellen Verfolgung solchen Anklang, daß bald ein zweiter Teil „Les genies assistans et les gnomes irreconciliables“ und weiterhin „Nouveaux entretiens sur les sciences secretes touchent la nouvelle philosophie“ (Amsterdam 1715) erscheinen konnte, die indes, wie aus einer zeitgenössischen Rezension (in den Memoires de Trévoux de l’an 1719, Art. XVIII, T. II, p. 917 ff.) hervorgeht), dem Ur-Gabalis nicht nahe kamen. Der Gabalis bot den bequemen Rahmen, wissenschaftliche Polemik in künstlerische Form zu kleiden, die indes nicht mehr in dieser anmutigen Leichtigkeit erreicht wurde. Wie sehr diese Form in ihrer spielenden Ironie den Zeitgenossen zu Bewußtsein kam, mag das Scherzwort bezeugen, das sich an seinen gewaltsamen Tod — auf der Straße zwischen Paris-Lyon — knüpft und besagt, die verkappten Gnomen und Sylphen hätten ihren indiscreten Historiographen aus dem Wege geschafft. Aber



eigentlich haben diese Geister dem spottlustigen Abbé mehr zu danken als dem schwerfälligen Parazelsus. Wie sie Montfaucon mit jedem Pinsel hingestrichelt, so leben sie bei Pope, Wieland und bei Matthiſſon. Auch Schillers „Geisterseher“ kennt den Sabalis und in unserer Zeit hat Anatole France den Roman von der Bratklüſche der Königin Pedauque um den Sabalis herumgeschrieben. Für Hoffmann war der Sabalis eine Fundgrube „angenehmer Schnörkel“: fast die ganze Standrede des Herrn Dapsul von Zabelthau in der „Königsbraut“ samt der parazelsischen Anekdote von der schönen Melusine und der Erzählung des Fürsten von Mirandola von den zwei Priestern, die vierzig Jahre mit einem Elementargeist in der glücklichsten Ehe lebten, läßt sich aus dem Sabalis heraus entwickeln; Sucher hat in seinem lehrreichen Buche „Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann (Paris, Felix, Alcan 1912) den gesamten Einfluß des Sabalis auf Hoffmanns Produktion übersichtlich zusammengestellt: einige Nachträge habe ich (Euphorion XX, 261 ff.) dazu beigebracht. Wenn wir nach den Gründen fragen, die dieses Büchlein unter hunderten, die dieselbe Materie behandeln, so sehr für die Weltliteratur in den Vordergrund treten lassen, so ist es neben dem phantastisch-irrationalen Inhalt wohl die anmutig-spielende, ironisch facettierte Form, die Hoffmann im besonderen in den Bann zog. Diesen Verwandtschaftszug entdeckt Hoffmann auch bei Voltaire, über dessen „Candide“ eine Tagebuchnotiz aus der Plocker Verbannung vom 7. Januar 1804 bedeutsam sagt: „— die Norm eines guten Romans — der philosophisch durchgeführte Satz versteckt sich hinter dem Vorhange voll Carrikaturen — die Würze ist der Menschen Albernheit im lebhaften Colorit dargestellt.“ Die Plocker Einsamkeit hat Hoffmanns Lektüre gesiebt und den Geschmack sublimiert. Rousseaus „Bekenntnisse“ liest er dreißigmal hintereinander, dem Abgott seiner Studentenzeit, dem Bundesromanafabrikanten Cramer sagt er mit einer vernichtenden Kritik des „verworfenen Julius“ (Tagebuch vom 8. Oktober 1803) Valet, wobei er freimütig seine jugendlichen Geschmacksverirrungen eingesteht: „Ich war in Sekunda, als ich den ‚deutschen Alcibiades‘ las — da machte das Ding eine gewaltige Wirkung auf mich — ich hielt den Verfasser für das erste Genie unter der Sonne und Stoelzeln, der, wie ich glaube, die Titellupfer gezeichnet hat für den zweiten Raphael — die Risa mit dem schelmisch aufgehobenem Finger vor dem Mund war mir nämlich das Ideal weiblicher Schönheit, und ich suchte das Meisterstück, sowie noch früher einen elenden englischen Kupferstich, der die Eloisa vorstellte, mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu kopieren, es gelang aber nicht!“ Ein weiteres Zeugnis für Hoffmanns Jugendlektüre — die mehr-



fach an die des jungen Grillparzer erinnert — ist dem Helden der Märchen-  
novelle „Der Elementargeist“ (die ihrerseits wieder mit einem Lieblingebuch  
Hoffmanns, Cazottes „Le diable amoureux“ eng zusammenhängt) in den  
Mund gelegt: „Außerdem las ich mit einer Art von Wut alles, was mir in  
die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt  
ich doch, da mein Gedächtnis vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse,  
selbst wußte ich nicht wie. Man hat mir später die Ehre angetan, zu be-  
haupten, es säße ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht  
anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen  
Dichter jener Periode in einen Zustand der Begeisterung versetzten, von dem  
ich keine Ahnung gehabt; ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das  
nur erst sich entwickelt zum regen Leben. Ich will nur „Werthers Leiden“,  
vorzüglich aber Schillers „Räuber“ nennen. Einen ganz anderen Schwung aber  
gab meiner Phantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet  
ist, dem Geist einen Stoß gibt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen  
Pendelschwingungen. Ich meine Schillers „Geisterseher“. Mag es sein, daß der  
Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der mensch-  
lichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes  
Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst  
selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer  
oder besser unterirdischer Wunder erschlossen, in dem ich wandelte und mich  
verirrte, wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung geraten, verschlang ich  
mit Begierde alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst  
Werke von weit geringerm Gehalt verfehlten keineswegs ihre Wirkung.  
So machte auch der „Genius“ von Grosse auf mich einen tiefen Eindruck,  
und ich darf mich auch jetzt dessen keineswegs schämen, da wenigstens der  
erste Teil, dessen größere Hälfte in den Schillerschen „Horen“ abgedruckt stand,  
der Lebendigkeit der Darstellung und wohl auch der geschickten Behandlung  
des Stoffs halber die ganze literarische Welt in Bewegung setzte.“ Dieses  
von Hoffmann noch in den „letzten Erzählungen“, zu denen ja der „Elemen-  
targeist“ gehört, gerühmte Werk gehört zur Gattung der sogenannten Ge-  
heimbundromane, die schon vor dem „Wilhelm Meister“ einsetzen und die dann  
einerseits in den romantischen Künstlerroman — auch der Kreislerroman ist  
ein überhöhter und vielfältig gewandelter Bundesroman —, andererseits in das  
romantische Kunstmärchen, wobei sich der Geheimbund bis auf die kaum er-  
kennbaren Restelemente verflüchtigt, einmünden. Diese Romanliteratur hat  
Hoffmanns Dichterkraft noch als Student enzündet: leider sind die beiden um-



fangreichen, nie gedruckten Romane „Cornaro, Memoiren des Grafen Julius von S.“ und „Der Geheimnisvolle“ verloren — es sind Vorstufen des Kreislerromanes, da in ihnen, wie später Julia, das Erlebnis mit Cora Hatt im inneren Mittelpunkt steht.

Die bisher allerdings nur in großen Zügen umschriebene Lektüre Hoffmanns umfaßte Werke, die auch auf Hoffmanns innere Entwicklung von Einfluß waren: es seien in diesem Zusammenhang noch die zahlreichen psychiatrisch-naturphilosophischen Werke, vor allem Gotthilf Heinrich Schuberts berühmte „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“ (1808) genannt, aus denen Hoffmann immer wieder bizarre, umheimlich und doch mit der Schärfe medizinischer Akribie umrissene Menschen ans Licht stellte. Eine ganze Reihe von Werken aber lieferten immer nur die bekannten „angenehmen Schnörkel“ und Hoffmann ist um die seltsamsten Titel nicht verlegen, wenn es gilt, den Schein gelehrter Polyhistorie zu erwecken. Zwar Zimmermanns berühmtes Werk „Von der Einsamkeit“ gibt ihm mehr als die seltsamen Namen für die Gestalten in „Klein Zaches“ — die symbolisch erhöhte Gestalt des künstlerischen Sehers, des in die Region von Wackenroders morgenländischem Heiligen erhobenen Einsiedlers Serapion hat in diesem Buch der mystischen Kontemplation ihre Wurzeln. Für die Namengebung bei Hoffmann ist nach Suchers einleuchtenden Nachweisen Peter Friedrich Arpes Buch „De prodigiosis naturae et artis operibus, talismanes et amuleta dictis cum recensione scriptorum huius argumenti liber singularis, Hamburgi apud Christian Liebezeit 1717“ wichtig. Gehört dieses Buch ebenso wie Zimmermanns Werk zu den von Hoffmann nirgend genannten, erst durch die Forschung ermittelten Quellen, so sind weniger wichtige Werke, oft nur des seltsamen Titels wegen, von Hoffmann ausdrücklich angeführt. So in der Vampirnovelle der „Serapionsbrüder“ das anmutige Werk des wackeren Michael Ranst: *De masticatione Mortuorum in Tumulis* (oder von dem Kauen und Schmatzen der Toten in Gräbern). *Liber singularis, Lipsiae, sumptibus Augusti Martini 1728.* Eine harmlosere Lektüre betreibt der Herr Geheimne Kanzleisekretär Tusmann in der „Brautwahl“: er erhält anstatt der bräutlichen Albertine Dohwinkel ein kleines Zauberbuch, das in die Tasche gesteckt, sich in jedes gewünschte, noch so seltene Buch verwandelt: zunächst in das Buch, aus dem der „Geheimne“ seine Kenntnis des Eheproblems schöpft: „Kurzer Entwurf der politischen Klugheit, sich selbst und anderen in allen Menschlichen Gesellschaften wohl zu rathen und zu einer gescheiden Conduite zu gelangen; allen Menschen, die sich Flug zu seyn dünken, oder noch Flug werden wollen, zu



höchst nöthiger Bedürfniß und ungemeinem Nutzen aus dem Lateinischen des Herrn Thomasi übersetzt. Nebst einem ausführlichen Register. Frankfurt und Leipzig. Im Verlag Johann Grozens Erben. 1710." Hoffmann zitiert hier eine überaus seltene Ausgabe, die der so sorgfältige Ellinger nicht aufreiben konnte; Ellinger zitiert die ihm zugängliche 3. lateinische Ausgabe, Magdeburg 1721 und erwähnt die auf der kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Übersetzungen in Ausgaben von 1707, 1713 und 1720. Das zweite Buch, das sich der übermütige karikierte Bücherwurm wünscht, dessen Entlarvung als Schriftsteller Subitz wir dem Scharfsinn des unermüdlichen Hoffmann-Archivarius Hans von Müller verdanken, ist Johannes Beers „Bellum Musicum oder Musikalischer Krieg“ (zuerst gedruckt 1701). Hoffmann zitiert die zweite Ausgabe 1719, die Beers „Musikalischen Discursen, durch die Principia der Philosophie induciert“ angehängt ist. Diese zweite Ausgabe repräsentiert die ursprüngliche Fassung der zuerst als Gratulationschrift zu einer in Musikerkreisen gefeierten Hochzeit vom Weißenfeller Kapellmeister Johann Beer (auch Baehr geschrieben; 1652–1700) verfaßten Allegorie, die den Streit zwischen den Bierfiedlern und den Künstlern in einer schon in Andrea Guarinas „Bellum grammaticale“ (1511) ausgebildeten, in England, Deutschland und Frankreich weitergebildeten, bis auf Harsdörffer, Schottelius, Lauremberg, Klopstock wirksam gebliebenen Tradition schildert. Bei Beer halten die Geheimräte Piano, Diupiano und Pianissimo mit der Königstochter Harmonia Kriegsrat, um die von deutschen Dorfschulmeistern und Stümpfern gefangen gehaltene Königin Compositio zu befreien: das Heer wird unter den Feldleutnants Cantus durus und Cantus mollis, dem Obristleutnant Fuga mit den Hauptleuten Cantus, Altus, Tenor und Bassus, dem Feldprediger Falso bordone usw. gesammelt, es kommt zur Schlacht, in der es den Anhängern der Harmonia zunächst schlecht geht, bis endlich der Sieg sich auf die Seite der wahren Tonkunst neigt und Leutnant Forte die stümperhaften Segner in den Lacus ignorantiae jagt. Die Elemente barocken Humors tauchen in den Kreislerianis mit ihrem im Kreislerroman zu Bund und Segenbund gesteigerten Gegensatz zwischen dem Künstler und der übrigen Welt auf: der erste große deutsche Musikschriftsteller E. T. A. Hoffmann ist ein genauer Kenner nicht nur der gesamten zeitgenössischen und ältern Musik — im besonderen der Kirchenmusik —, sondern auch ein überaus belesener Musikhistoriker, dessen nahe Beziehungen zum Kreise Reichardts<sup>1)</sup> und zur vorromantischen musiktheoretischen Literatur noch

<sup>1)</sup> Eine im Druck befindliche Arbeit von Dr. Elsa von Klein wird über diese Beziehungen und damit die zusammenhängende Literatur wertvolle Aufschlüsse bringen.



eingehender Untersuchung bedürfen. Zweifellos kannte Hoffmann die von mystischem Geiste erfüllten Musikkapitel in den Schriften Saint Martins, in denen bereits zwei Dezennien vor Wackenroder die Trinität der Künste: Malerei, Musik und Poesie geheimnisvoll-dunkel verkündet wurde: diese seltsam-verschnörkelten, aber in ihrem innersten Kern die ganze romantische Kunsttheorie enthaltenden Anschauungen haben ihren Niederschlag in dem von Hoffmann vielbenutzten „Musikalischen Kunstmagazin“, das Johann Friedrich Reichardt 1782—1791 herausgab, hinterlassen. Eine weitere Darstellung dieser Beziehungen fällt nicht in den Rahmen dieser Studie: es ist selbstverständlich, daß dem Musiker Hoffmann weniger Bücher als musikalische Kunstwerke, vor allem in dramatischer Form, Anregung spendeten. Erwähnt muß aber der Hinweis Hoffmanns auf Lavaters Physiognomik im Zusammenhang mit musikalischer Produktion werden (Ellingers Ausgabe XV, 103): gehören doch Lavaters „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ (1775—1778) zu den nach Hitzigs Zeugnis frühzeitig von Hoffmann gelesenen Büchern.

Hoffmanns musikalische Interessen waren nicht nur ästhetischer, sondern auch historischer Art: aus Wagenseils Nürnberger Chronik mit ihrem Anhang über die Meistersinger schöpft er seine intime Kenntnis des Nürnberger Kunstlebens, die sich in der meisterhaften, freilich am wenigsten Hoffmannschen Novelle „Meister Martin, der Küfer und seine Gefellen“ in jeder Einzelheit bekundet. Wagenseils Chronik gab auch die Nürnberger Lokalfarben, ebenso wie das „Microchronicon Marchicum“ die Altberliner Details für die Serapionsnovelle „Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes“ bot. Hoffmann zitiert es als das in der Tat sehr merkwürdige Buch „Hastitii Microchronicon berolinense“ und schildert die Genese der Novelle: der Serapionsbruder Lothar erklärt, alte Chroniken seien „die schönsten reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen, Novellen, Dramen“ und schleppt aus der öffentlichen Bibliothek alle Chroniken zusammen, deren er nur habhaft werden kann. Der autobiographische Gehalt dieser Stelle ist durchsichtig: wie Hoffmann im Frühjahr 1819, so ist auch der serapiontische Erzähler schwer erkrankt gewesen und im Stadium der Genesung für phantastische Lektüre besonders empfänglich. Mit der „öffentlichen Bibliothek“ ist die Berliner königliche Bibliothek gemeint, auf der Hoffmann das damals noch ungedruckte Microchronicon benutzte. Diese Chronik stammt von Peter Hastitz, einem zu Jüterbog um 1530 geborenen, in Berlin kurz nach 1600 gestorbenen Historiographen; sie ist im Jahre 1595 entstanden und entstammt nach Ellingers



Nachweis zum hauptsächlichsten Teil aus der ungedruckten und verschollenen Chronik des Engelbert Wusterwitz (gestorben 1433) und dem 1593 gedruckten Breviarium des Alexander Engel (1561—1598): doch bietet Hofftiz auch viel Selbständiges. Die Chronik liegt jetzt in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis IV, Hauptteil Bd. 1 vor: Hoffmann benutzte nach Hans von Müllers Nachweis die von der Vorlage der eben genannten Ausgabe abweichende Handschrift aus den „Manuscripta borussica“ der königlichen Bibliothek, Folio-Handschrift Nr. 23. Zu dieser ungedruckten Quelle kommt bei der Novelle „Die Brautwahl“ noch eine gedruckte: Anton Balthasars Königs „Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften usw. der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786“. Ein Blatt mit Hoffmanns Auszügen aus diesem Buch ist in Hans v. Müllers höchst aufschlußreicher Ausgabe der „Brautwahl“ facsimiliert. Hoffmann ist ja der eigentliche Schöpfer der Berliner Lokalnovelle, in der die Gespenster am helllichten Tag auf dem Samsdarmenmarkt herumwandeln. Dieser Realismus ist aber in der auf genauem Studium lokalhistorischer Quellenwerke beruhenden Sachkenntnis Hoffmanns verankert: auch für Italien, das Hoffmanns lebenslängliche, unerfüllte Sehnsucht war, besonders für die so ganz aus dem Geist der Commedia dell' arte heraus geborene „Prinzessin Brambilla“ kommen jedenfalls noch zu ermittelnde italienische Stadtbeschreibungen oder Reiseberichte in Betracht. Am 5. Februar schreibt Hoffmann an den Leihbibliothekar Kralowski, dem „verehrten Freund“, der ihm so oft „aus der Dichter Noth“ half um Fernows „Gemälde von Rom“ oder ein anderes italienisches Reisebuch, da er sich einer Erzählung — des „Signor Formica“ — willen in den Straßen und Plätzen Roms ganz orientieren will. Hoffmann meint die Taschenbücher (bei Perthes, Sotha), in denen der Weimarer Ästhetiker Karl Ludwig Fernow „Gemälde der merkwürdigsten Hauptstädte von Europa“ veröffentlichte: der Jahrgang 1803 hatte den Spezialtitel: „Sitten- und Kulturgemälde von Rom“. Und am 3. Dezember 1821 wendet er sich in der „dringendsten Schriftsteller-Not“ an Kralowski mit der ergebensten Bitte, ihm irgendein „Büchelchen“ zu senden, „worin eine Beschreibung von Neapel enthalten.“ Für die „Bergwerke von Falun“ erbittet Hoffmann eine „Reise durch Schweden“ und erwähnt in diesem Schreiben das ihm schon von anderer Seite zugekommene Werk „Reise durch Skandinavien in den Jahren von 1806 und 1807 von Johann Friedrich Hausmann (V Teile mit 22 Kupfern. Göttingen, Köwer 1811/18). Über Hoffmanns Beziehungen zu der damals in der Jägerstraße Nr. 25 etablierten



Kralowskischen Leihbibliothek hat Hans v. Müller in seiner kleinen, aber ungemein anregenden Schrift „E. T. A. Hoffmann und sein Leihbibliothekar“ (Privatdruck, Berlin 1904) behandelt. Hoffmann selbst hat dem allezeit getreuen Nothelfer ein ehrendes Denkmal in der auf dem Totenbett niedergeschriebenen Meisternovelle „Des Veters Eckfenster“ errichtet. Das naive Blumenmädchen, das niemals daran denkt, daß Bücher auch gedichtet werden und nicht wie die Pilze wachsen, dem also der Begriff des Dichters und Schriftstellers gänzlich fremd ist, schöpft ihre Unterhaltung aus Büchern, „deren Uniform zeigte, daß sie zur großen Kralowskischen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz steigend das Licht der Geistesbildung verbreitet“. (Ellinger XII, 151.) Neben Kralowski kam besonders für Hoffmanns rege naturwissenschaftliche Interessen in erster Linie Chamisso in Betracht, der ihm den von ihm so geliebten exotischen Einschlag vermittelt: die gelehrte Beschreibung der seltenen Laus «Haimatochare» stammt aus einer derartigen Quelle. Die Insekten spielen ja als ein eigenes, mystisch erhöhtes Naturreich in den Schriften Saint Martins — besonders in dem von Hoffmanns Anreger, Gotthilf Heinrich Schubert, übersetzten „Dom Geist und Wesen der Dinge“ („L'esprit des choses“) — eine große Rolle: auch Hoffmann kennt den seltsamen Schauer, der den Meister Floh umwittert. Er zitiert auch hier seine unmittelbare Quelle: Jan Swammerdamms „Biblia naturae“, in der auch von den Insekten ausführlich und ganz im Sinne einer irrational-mystischen Naturauffassung die Rede ist. Diese Problemstellung bleibt indes nicht auf die Insekten beschränkt: es ist allerdings zweifelhaft, ob Hoffmann die von Ellinger (in den Anmerkungen zum „Meister Floh“ XV, 283) angeführten Werke über die tierische Vernunft von Philon, Korarius, Leibniz, Lipsius, Maimonides, Pereira, Descartes auch gelesen hat, oder ob er sich nicht auf die Artikel Korarius und Pereira in Bayles Lexikon beschränkte. Gewiß hat Hoffmann im eiligen Schaffen als Berliner Modedichter, von der Notwendigkeit des raschen Gelderwerbs getrieben, manchen Buchtitel und manches Zitat aus zweiter und dritter Hand zusammengerafft und es gehört zu den tragikomischen Zufällen des Lebens, daß der Dichter der herrlichen Palmbaumbibliothek seine Zuflucht zur Leihbibliothek nehmen mußte — aber auch in der Seele dieses Ruhelosen, vom Dämon Getriebenen schlummerte die Liebe zum Buch, die ihn durch alle Wechselfälle des Lebens begleitete.

